

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sue Klebold

Liebe ist nicht genug

Ich bin die Mutter eines Amokläufers

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Einleitung

Am 20. April 1999 betraten Dylan Klebold und Eric Harris ausgerüstet mit Gewehren und Sprengstoff die Columbine Highschool. Dort töteten sie zwölf Schüler und einen Lehrer, verletzten vierundzwanzig weitere Menschen und nahmen sich dann selbst das Leben. Es war der schlimmste Schul-Amoklauf der Geschichte.

Dylan Klebold war mein Sohn.

Ich gäbe mein Leben, um die Ereignisse jenes Tages ungeschehen zu machen. Gegen ein einziges der vielen Leben, die damals ausgelöscht wurden, würde ich meines jederzeit eintauschen. Aber ich weiß, dass ein solcher Handel unmöglich ist, dass nichts, was ich je tun oder sagen könnte, dieses Massaker sühnen wird.

Seit jenem schrecklichen Tag sind sechzehn Jahre vergangen, in denen ich zu verstehen versuchte, was mir noch immer unbegreiflich ist: wie das Leben eines vielversprechenden Jungen in einer solchen Katastrophe münden konnte, und das unter meinen Augen. Ich habe Experten und unsere Familie befragt, Dylans Freunde und vor allem mich selbst: Was habe ich versäumt und warum? Ich habe meine Tagebücher durchgeblättert. Ich habe unser Familienleben mit der Verbissenheit eines forensischen Psychologen analysiert, jedes unscheinbare Detail, jeden Wortwechsel unter die Lupe genommen auf der Suche

nach einem Hinweis, den ich übersehen habe. Was hätte mir auffallen, was hätte ich anders machen müssen?

Meine Suche nach Antworten begann als eine rein persönliche Mission, denn das fundamentale Bedürfnis zu verstehen war ebenso stark wie die Scham, das Entsetzen und die Trauer, die mich überwältigten. Aber irgendwann begriff ich, dass die Bruchstücke, die ich anzubieten habe, Schlüssel zu einem Rätsel sein können, das viele verzweifelt zu lösen versuchen. Die Hoffnung, dass meine Erkenntnisse vielleicht jemandem weiterhelfen, hat mich zu dem schwierigen, aber notwendigen Schritt bewogen, mit meiner Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen.

Es liegen Welten zwischen meinem jetzigen Standpunkt und der Sicht, die ich vor Columbine hatte, als unser Familienleben dem jeder anderen typisch amerikanischen Durchschnittsfamilie glich. In den mehr als zehn Jahren, die ich nun die Trümmer durchwühle, wurden mir die Augen geöffnet – nicht nur in Bezug auf Dylan und darauf, was mir von ihm verborgen geblieben war und zu den Ereignissen jenes Tages geführt hatte. Mir wurde auch klar, dass sich aus meinen Erkenntnissen Schlussfolgerungen ziehen lassen, die weit über das Blutbad an der Columbine Highschool hinausgehen.

Ich werde nie mit Sicherheit sagen können, ob ich meinen Sohn von diesem Massaker hätte abhalten können. Aber ich bin auf Dinge gestoßen, die ich im Nachhinein gerne anders gemacht hätte – Kleinigkeiten nur, ein paar Striche im Gesamtbild eines normalen Familienlebens. Denn von einem bin ich überzeugt: Hätte jemand vor Columbine unsere Familie untersucht, er hätte selbst mit der Lupe nichts gefunden, was nicht hochgradig durchschnittlich war, nichts, was sich vom Leben zahlloser anderer Familien in unserem Land unterschied.

Tom und ich waren liebevolle, aufmerksame und engagierte

Eltern, und Dylan war ein süßer, aufgeweckter, anhänglicher Junge. Nicht die Sorte Kind, bei dem man beten und bangen musste, dass es hoffentlich irgendwann doch noch seinen Weg finden und ein anständiges Leben führen würde. Wir nannten ihn unseren »Sonnenschein« – nicht nur wegen seines leuchtend blonden Haarschopfs, sondern weil ihm alles leichtzufallen schien. Ich war dankbar, seine Mutter zu sein, und liebte ihn von ganzem Herzen.

Wie durchschnittlich unsere Existenz vor dem Amoklauf war, ist vermutlich für die meisten Außenstehenden am schwersten zu begreifen und daher für mich der wichtigste Punkt. Unser Familienleben war nicht schwierig oder konfliktbeladen, unser Jüngster war kein schwieriges Kind und schon gar nicht eines, in dem wir (oder irgendwer sonst) eine Gefahr für sich und andere gesehen hätten. Ich wünschte, vieles wäre anders gewesen, aber vor allem wünschte ich, ich hätte gewusst, dass alles mit meinem Sohn völlig in Ordnung scheinen konnte, ohne tatsächlich in Ordnung zu sein.

Für psychische Erkrankungen sind Kinder heute so anfällig, wie sie es vor hundert Jahren für Infektionskrankheiten waren. Diese Anfälligkeit wird leider häufig, wie in unserem Fall, nicht wahrgenommen. Ein Kind kann völlig durchdrehen oder nur nach und nach seine Fähigkeit verlieren, ein glückliches und produktives Leben zu führen – in jedem Fall ist das ebenso unbegreiflich wie schmerzlich. Und wenn wir diese Anfälligkeit nicht endlich zur Kenntnis nehmen, werden wir immer häufiger einen schrecklichen Preis dafür zahlen müssen. Nicht nur in Form von Tragödien wie der an der Columbine Highschool, der Virginia Tech, in Newton oder an der University of California in Santa Barbara – es werden sich Tag für Tag zahllose weitere Tragödien abspielen, leise und schleichend, in den Familien unserer Kollegen, Freunde und Angehörigen.

Für Eltern gibt es vielleicht keine härtere Wahrheit, und niemand auf dieser Welt kennt sie besser als ich: Liebe ist nicht genug. Meine Liebe zu Dylan, so grenzenlos sie auch war, hat weder ihn geschützt noch die dreizehn Menschen, die an der Columbine Highschool getötet wurden, noch die vielen anderen, die verletzt und traumatisiert zurückblieben. Ich habe subtile Hinweise auf eine Verschlechterung seiner psychischen Verfassung übersehen – hätte ich sie bemerkt, hätte es für Dylan und seine Opfer vielleicht einen Unterschied gemacht – einen alles entscheidenden Unterschied.

Indem ich meine Geschichte so aufrichtig wie möglich erzähle, auch da, wo sie alles andere als schmeichelhaft für mich ist, Sorge ich hoffentlich für Einsichten, die anderen Eltern helfen, um bei ihren Kindern hinter die Fassade zu blicken und für Hilfe zu sorgen, falls es nötig ist. Viele meiner Freunde und Kollegen haben ihre Erziehungsmethoden geändert, weil sie unsere Geschichte kannten. In manchen Fällen hatte dies entscheidende Folgen, zum Beispiel als eine frühere Kollegin feststellte, dass ihre dreizehnjährige Tochter etwas verschlossener wirkte als üblich. Dylan vor Augen, bohrte sie nach (und sie musste lange bohren ...). Irgendwann schließlich brach ihre Tochter in Tränen aus und gestand, dass sie vergewaltigt worden war, als sie sich einmal aus dem Haus geschlichen hatte, um eine Freundin zu treffen. Das Mädchen war stark depressiv, beschämt, verängstigt und suizidgefährdet.

Meine Kollegin konnte ihrer Tochter helfen, da ihr die subtilen Veränderungen ihres Wesens aufgefallen waren und sie beharrlich nachgeforscht hatte. Es macht mir Mut, dass sie deshalb für einen besseren Ausgang ihrer Geschichte sorgen konnte, weil sie unsere kannte, und ich glaube, dass es nur von Vorteil sein kann, wenn noch mehr Leute davon erfahren.

Es fällt mir nicht leicht, an die Öffentlichkeit zu gehen, aber

wenn die Lehren und Einsichten, die ich aus diesen furchtbaren Erfahrungen mitnehme, etwas bewirken können, ist es meine moralische Pflicht, sie zu teilen. Meine Stimme zu erheben macht mir Angst, aber es ist das Richtige. Die Liste der Dinge, die ich anders gemacht hätte, wenn ich nur Bescheid gewusst hätte, ist lang – das sind meine individuellen Versäumnisse. Doch ich habe erkannt, dass größerer Handlungsbedarf besteht; wir müssen uns einen umfassenden Überblick über das verschaffen, was nötig ist, um nicht nur ein großes Unheil zu verhindern, wie mein Sohn es angerichtet hat, sondern auch das stille Leiden zahlloser Kinder zu beenden.

Hinweis:

Die kursiven Passagen am Beginn vieler Kapitel sind Auszüge aus meinen Tagebüchern. In der Zeit nach dem Massaker habe ich ein Notizbuch nach dem anderen gefüllt. Es war ein Versuch, meine Verstörung, meine Schuldgefühle, meine Trauer zu verarbeiten. Wie die meisten Tagebücher waren auch meine nicht zur Veröffentlichung gedacht, aber sie waren eine unschätzbare Quelle für dieses Buch. Es gibt den Begriff Kriegsnebel, und ich denke, er passt irgendwie auch auf meine Situation. Wenn ich in den Tagen, Wochen und Jahren danach nicht fortlaufend meine Gedanken zu Papier gebracht hätte, hätte meine Vernebelung zu viel von der Geschichte verschluckt, als dass ich verlässlich darüber berichten könnte. Meine Tagebücher halten nicht nur die Ereignisse und Fakten fest, sondern auch die Phasen meiner Entwicklung.

Mein Standpunkt hat sich im Vergleich zu damals geändert; es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass ich ein anderer Mensch geworden bin. Die Tagebuchauszüge bieten einen unmittelbaren Einblick in meine Gedanken und Gefühle während der Ereignisse. Dagegen sind in die Kapiteltexte alle Erkennt-

nisse eingeflossen, die ich mit der Zeit und durch unendlich viel Nachforschung und Selbstreflexion gewonnen habe.

* * *

Einige Namen und Details wurden für das Buch geändert, um die Privatsphäre der Personen zu wahren.

* * *

Während des Schreibens habe ich mit vielen Experten aus unterschiedlichsten Bereichen gesprochen: Strafverfolgung und Bedrohungsanalyse, journalistische Ethik und Soziologie, Psychologie, Psychiatrie und Neurobiologie. Dieses Buch wäre ohne ihre Großzügigkeit und ihren leidenschaftlichen Forscherdrang nicht möglich gewesen.

TEIL I

DIE LETZTEN MENSCHEN



Ich mit Dylan an seinem fünften Geburtstag

Foto: Familie Klebold

1

»An der Columbine Highschool hat es eine Schießerei gegeben«

20. April 1999, 12.05 Uhr

Ich war in meinem Büro in der Innenstadt von Denver, auf dem Sprung in eine Besprechung zum Thema Collegestipendien für Studenten mit Behinderung, als ich sah, dass am Telefon auf meinem Schreibtisch das rote Licht des Anrufbeantworters blinkte. Ich hörte ihn ab, für den unwahrscheinlichen Fall, dass die Besprechung abgesagt wurde, aber die Nachricht war von meinem Mann Tom, und er klang nervös, stockend, eindringlich.

»Susan, das ist ein Notfall, bitte ruf mich sofort zurück!«

Mehr musste er nicht sagen, denn allein am Klang seiner Stimme hörte ich, dass einem unserer Söhne etwas passiert war.

Es kam mir wie Stunden vor, bis meine zitternden Finger unsere Nummer daheim gewählt hatten. Panik schlug wie eine Welle über mir zusammen, mein Blut rauschte in meinen Ohren. Unser jüngerer Sohn Dylan war in der Schule, sein älterer Bruder Byron in der Arbeit. Hatte es einen Unfall gegeben?

Tom hob sofort ab und schrie: »Hör, was im Fernsehen gesagt wird!«, aber mehr konnte ich nicht verstehen – es schockierte mich, dass das, was passiert war, schlimm genug war, um ins Fernsehen zu kommen. Ein Autounfall, der mir vor Sekunden durch den Kopf gegangen war, schien plötzlich zu harmlos. Hatten wir Krieg? Wurde das Land angegriffen?

»Was ist los?«, rief ich in den Hörer. Am anderen Ende war nur das unverständliche Rauschen des Fernsehers zu hören. Dann war wieder Tom in der Leitung – doch mein Ehemann, den normalerweise nichts so leicht umhauen konnte, klang wie ein Irrer. Das Stakkato aus seinem Mund ergab keinen Sinn: »Amokläufer«, »Waffen«, »Schule«.

Ich bemühte mich zu verstehen, was Tom mir sagen wollte: Dylans bester Freund Nate hatte vor ein paar Minuten bei ihm im Homeoffice angerufen und gefragt, ob Dylan zu Hause sei. Schon unter normalen Umständen wäre so ein Anruf mitten an einem Schultag für Eltern beunruhigend, aber in diesem Fall war es der Wirklichkeit gewordene Albtraum aller Eltern: An der Columbine Highschool, wo Dylan die Abschlussklasse besuchte, liefen Attentäter herum und schossen auf Leute. Und noch etwas: Nate hatte gesagt, dass die Schützen schwarze Trenchcoats trugen, genauso welche, wie Dylan ihn von uns bekommen hatte.

»Ich will Sie ja nicht beunruhigen«, hatte Nate zu Tom gesagt, »aber ich kenne alle Schüler, die schwarze Mäntel haben, und die einzigen, die ich nicht finden kann, sind Dylan und Eric. Sie waren heute Morgen auch nicht beim Bowling.«

Toms Stimme war heiser vor Angst, als er mir erzählte, dass er aufgelegt und das Haus auf der Suche nach Dylans Trenchcoat auf den Kopf gestellt hatte, in der unsinnigen Annahme, dass es Dylan gutgehen müsse, wenn er nur den Mantel fände. Aber der war weg, und Tom war außer sich.

»Ich komme nach Hause«, sagte ich, und Panik kroch mir das Rückgrat hinauf. Wir legten auf, ohne uns zu verabschieden.

Ich rang verzweifelt um Fassung, als ich eine Kollegin bat, meine Besprechung abzusagen. Beim Verlassen des Büros zitterten meine Finger so unkontrolliert, dass ich mit der linken die rechte Hand festhalten musste, um den Aufzugknopf zu

drücken. Die Mitfahrenden unterhielten sich angeregt auf dem Weg zum Mittagessen. Ich erklärte mein seltsames Verhalten: »An der Columbine Highschool hat es eine Schießerei gegeben. Ich muss heim und schauen, ob es meinem Sohn gutgeht.« Ein Kollege bot an, mich zu fahren. Ich schüttelte den Kopf, ich brachte keinen weiteren Ton heraus.

Meine Gedanken überschlugen sich, als ich ins Auto stieg. Ich kam nicht auf die Idee, das Radio einzuschalten, ich war auch so kaum in der Lage, das Auto sicher zu steuern. Auf den 40 Kilometern nach Hause war mein einziger Gedanke: *Dylan ist in Gefahr*.

Krampfartig schnürte die Angst mir die Kehle zu, während ich im Kopf die immer gleichen Informationsbruchstücke durchging. Der Mantel konnte überall sein, sagte ich mir, in Dylans Spind oder in seinem Auto. Dass der Mantel eines Teenagers fehlte, bedeutete bestimmt überhaupt nichts. Und doch hatte mein robuster, verlässlicher Ehemann fast hysterisch geklungen – so hatte ich ihn nie zuvor erlebt.

Die Fahrt fühlte sich wie eine Ewigkeit an, als wäre ich in Zeitlupe unterwegs, während gleichzeitig meine Gedanken rotierten und ich meinte mein Blut rauschen zu hören. Ich versuchte die Puzzleteile so zusammensetzen, dass sie etwas Harmloses ergaben, aber in den mageren Fakten fand ich wenig Tröstliches, und ich wusste, ich würde es nicht verkraften, wenn Dylan etwas zustieß.

Beim Fahren sprach ich laut mit mir selbst und schluchzte immer wieder unkontrolliert. Ich spürte, wie mir das Adrenalin durch den Körper schoss. Analytisch wie ich bin versuchte ich mich selbst zu beruhigen: Ich hatte doch noch gar keine ausreichenden Informationen. Die Columbine Highschool war mit ihren mehr als zweitausend Schülern riesig. Nur weil Nate in dem Chaos Dylan nicht hatte finden können, hieß das nicht

notwendigerweise, dass unser Sohn verletzt oder tot war. Ich durfte mich nicht weiter von Toms Hysterie anstecken lassen. Auch als Panik und Entsetzen wellenartig über mich hereinbrachen, sagte ich mir noch, dass wir vermutlich unnötig krank vor Sorge waren, wie alle Eltern, wenn ihre Kinder gerade un-auffindbar sind. Vielleicht war gar niemand verletzt, vielleicht würde ich unsere Küche betreten und Dylan antreffen, wie er den Kühlschrank durchforstete; er würde mich wegen meiner Überreaktion aufziehen.

Trotzdem konnte ich nicht aufhören, die unterschiedlichsten Schreckensszenarien durchzuspielen. Tom hatte von Amokläufern an der Schule gesprochen. Meine Handflächen lagen schweißnass auf dem Lenkrad, und ich schüttelte den Kopf, als könnte Tom mich sehen. Amokläufer! Vielleicht konnte niemand Dylan finden, weil er erschossen worden war. Vielleicht lag er verletzt oder tot irgendwo im Schulgebäude – saß in der Falle und konnte uns nicht benachrichtigen. Vielleicht hatte man ihn als Geisel genommen. Der Gedanke raubte mir den Atem, so furchtbar war er.

Doch noch etwas ließ mir keine Ruhe: Ich war vor Schreck erstarrt, als Tom Eric Harris erwähnt hatte. Wir hatten gute Gründe, seinen Einfluss auf Dylan nicht gutzuheißen, denn das einzige Mal, als Dylan in ernsthafte Schwierigkeiten geraten war, war er mit Eric zusammengewesen. Ich schüttelte wieder den Kopf. Dylan war immer ein lieber, lustiger Junge gewesen und hatte sich zu einem ausgeglichenen, vernünftigen Teenager entwickelt. Er hatte seine Lektion gelernt, beruhigte ich mich. Er würde sich nicht noch einmal in eine Dummheit hineinziehen lassen.

In meinem fiebrigen Hirn tauchte neben den anderen Horrorszenarien die Idee auf, ob an der Schule vielleicht ein harmloser Abschlussstreich komplett außer Kontrolle geraten war.

Eines war jedenfalls sicher: Dylan konnte keinesfalls ein Gewehr haben. Tom und ich waren so überzeugte Waffengegner, dass wir schon darüber nachgedacht hatten, aus Colorado wegzuziehen, als die Gesetze geändert wurden, um das verdeckte Tragen von Schusswaffen zu erleichtern. Egal wie sehr der Schabernack auch entgleist war, keinesfalls konnte Dylan in etwas verwickelt sein, was mit echten Gewehren zu tun hatte, auch nicht bei einem Schulstreik.

So rotierten meine Gedanken zweiundvierzig lange Kilometer. Einmal überfluteten mich Bilder eines leidenden, verwundeten, um Hilfe rufenden Dylan, dann wieder schossen mir Momentaufnahmen aus glücklichen Zeiten durch den Kopf: Dylan als Kind, wie er seine Geburtstagskerzen ausblies, quiet-schend vor Freude mit seinem Bruder auf der Plastikrutsche im Planschbecken in unserem Garten. Es heißt, wenn man stirbt, zieht das eigene Leben an einem vorbei; auf dieser Autofahrt nach Hause zog hingegen das Leben meines Sohnes an mir vorbei, als würde man eine Filmrolle abspulen. Und jedes einzelne Bild brach mir das Herz und erfüllte mich zugleich mit verzweifelter Hoffnung.

Diese höllische Heimfahrt war der erste Schritt meiner Bemühungen, das Unfassbare zu begreifen, die mich den Rest meines Lebens begleiten werden.

* * *